

Julia Lorenzer
Ein Jahr am Gardasee

Julia Lorenzer

**Ein Jahr am
GARDASEE**

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06884-3

Inhalt

Febbraio	7
Marzo	22
Aprile	37
Maggio	53
Giugno	69
Luglio	84
Agosto	100
Settembre	116
Ottobre	131
Novembre	147
Dicembre	162
Gennaio	176

Febbraio

ALS DAS SCHILD MIT DER AUFSCHRIFT „Rovereto sud – Lago di Garda nord“ an mir vorüberfliegt, ist es endlich so weit: Plötzlich ist die Sonne da. Kein Schnee mehr neben der Fahrbahn. Die grauen, schweren Wolken, die seit meiner Abfahrt in Rosenheim bedrückend tief am Himmel hingen, und der dichte Nebel, der das blaue „Italia“-Schild am verschneiten Brenner fast vollständig einhüllte, sind verschwunden. Noch ragen zwar rechts und links der *autostrada* die letzten Alpengipfel steil empor, doch im warmen Licht des Südens wirken die bewaldeten Bergflanken längst nicht mehr so düster und bedrohlich wie noch vor einigen Minuten.

„Ich bin da!“ Ein vorsichtiges Lächeln umspielt meine Lippen. Dann fällt mir ein, dass ich allein in meinem kleinen Auto sitze und dass meine einzigen Zuhörer die Koffer und Taschen sind, die sich hinter mir stapeln. Dass mich niemand kritisch beäugt und meine kindische Freude mit einem Stirnrunzeln oder irgendeinem abschätzigen Kommentar quittiert. Und da beginne ich, lauthals zu lachen.

Das Lachen hilft auch gegen das mulmige Gefühl in der Magengegend, das sich während der ganzen Fahrt einen erbitterten Zweikampf mit der Vorfreude auf mein neues Leben in Italien geliefert hat. Immerhin ist mein Entschluss, an den Gardasee zu ziehen, ziemlich überstürzt gefallen – obwohl ich dort doch überhaupt niemanden kenne. Sagt meine Mutter. Und es ist gut möglich, dass ich bald bereuen werde, den Job an der Schule hingeschmissen zu haben. Spätestens, wenn ich merke, dass in Italien, wo immerhin gerade eine schlimme Wirtschaftskrise herrscht, niemand auf eine etwas naive Deutsche gewartet hat, die gern im Süden leben und dort auch Geld verdienen möchte. Sagt Florian.

Tatsächlich habe ich alle ziemlich überrascht. Mich selbst eingeschlossen. Nicht mit der Offenbarung meiner Sehnsucht, einmal in Italien leben zu wollen. Damit liege ich allen, die mich kennen, seit Jahren in den Ohren. Unerwartet kam da schon eher mein plötzlicher Tatendrang und die Konsequenz, mit der ich von einem Tag auf den anderen meinen Umzug in die Wege geleitet und mich fürs Erste von meiner Familie, meinen Freunden und Florian – meinem Verlobten – verabschiedet habe, um am Gardasee ein neues Leben zu beginnen. Oder es zumindest zu probieren.

Bei der Ausfahrt „Affi – Lago di Garda sud“ verlasse ich die Autobahn. Jetzt sind es nur noch wenige Kilometer bis nach Lazise. In der kleinen Stadt am südöstlichen Ufer des Gardasees habe ich über das Internet eine bezahlbare Unterkunft gefunden: ein Zimmer, das von einem jungen Ehepaar untervermietet wird. Zentral im historischen Ortskern gelegen – das müsste doch etwas für mich sein!

Doch ein wenig aufgeregt bin ich schon. Francesca, mit der ich von zu Hause aus alles per E-Mail geklärt habe, erschien mir sehr sympathisch. Ihren Mann kenne ich noch überhaupt nicht. Ich steuere mein Auto über die kurvige Landstraße und sehe in der Ferne zum ersten Mal das blau funkelnde Wasser des Gardasees zwischen Zypressen und herrschaftlichen Villen aufblitzen. In den Weinbergen scheinen die blattlos und knorrig in Reih und Glied stehenden Weinstöcke ihren Winterschlaf zu genießen. Ich hoffe auf eine nette erste Begegnung mit meinen Vermietern. Schließlich werden diese in nächster Zeit auch meine Mitbewohner sein.

Wenige Minuten später betrete ich die Altstadt von Lazise durch ein imposantes Tor in der wuchtigen, zinnenbewehrten Stadtmauer. Dahinter herrscht Stille. Der Lärm der Hauptstraße – der „Gardesana“, die direkt vor der Mauer verläuft –

ist nur noch als leises Rauschen im Hintergrund zu hören. Auf dem mit großen, dunklen Steinen gepflasterten Weg begegnet mir keine Menschenseele. Ein eisiger Windhauch zieht durch die engen Häuserschluchten. Ich schließe den Reißverschluss meiner Jacke bis zum Kinn und frage mich, ob ich eigentlich eine Mütze eingepackt habe. Dass es trotz der Sonne empfindlich kalt ist, habe ich bereits gemerkt, als ich auf dem Parkplatz außerhalb des Zentrums aus dem Auto gestiegen bin.

Mit einem Adresszettel in der Hand laufe ich los, in die Richtung, in der mein Zuhause für die nächsten Monate liegen müsste. Die meisten Geschäfte und Bars, an denen ich vorbeikomme, sind geschlossen. Als ich vor mehr als zehn Jahren das letzte Mal in Lazise war, herrschte hier überall sommerlicher Trubel, und man hatte Mühe, sich zwischen all den Menschen durchzukämpfen. Damals war ich eine von Tausenden Touristen, die in der Saison jeden Tag durch die mittelalterlichen Gassen strömen, an den Tischen vor den Bars am Seeufer Aperol trinken, Eis oder Pizza essen, Handtaschen und Schuhe in den Schaufenstern begutachten. Und was bin ich jetzt?

„*Ciao, sono Francesca!*“ Die fröhliche Stimme, die auf mein Klingeln antwortet, kommt von oben. Ich lege den Kopf in den Nacken und sehe eine dunkelhaarige Frau, die sich aus einem kleinen Fenster im zweiten Stock beugt und mir zuwinkt.

„*Un attimo, arrivo subito!*“

Eine Minute später öffnet sich die schwere Haustür, und vor mir steht eine sportlich gekleidete Italienerin etwa meines Alters, mit leuchtenden Augen und einer Aura der Herzlichkeit, die jede Unsicherheit meinerseits sofort spielend beiseitefegt.

„Giulia? *Benvenuta*, komm' rein!“

Francesca führt mich durch einen winzigen Innenhof in ein schmales Treppenhaus. Während wir in den zweiten Stock hinaufsteigen, erkundigt sie sich nach meiner Anreise. Mein Italienisch ist noch ein bisschen eingerostet, und ich erkläre etwas holprig, dass ich eine problemlose Fahrt hatte und sehr froh bin, jetzt hier zu sein. Wir betreten die Wohnung und stehen in einer einfach, aber geschmackvoll eingerichteten Wohnküche, die deutlich größer ist, als ich nach der Beschreibung in Francescas Internet-Annonce zu hoffen gewagt hatte. Als ich ihr das sage, lacht sie erleichtert.

„Besser so, als wenn du jetzt enttäuscht wärst! Aber ich kann dich verstehen, mir gefällt es hier auch sehr gut. Allerdings ist das Haus alt, und das merkt man an allen Ecken und Enden. Vor allem jetzt, im Winter. Aber Luis – mein Mann – und ich, wir versuchen, das Beste daraus zu machen. *Ecco*, das hier ist dein Reich!“

Mit diesen Worten öffnet Francesca eine weitere Tür und verschwindet in einem engen Korridor. Ich folge ihr, vorbei an einem winzigen Badezimmer, von dem ich erfahre, dass es zu meiner Verfügung steht, und befinde mich kurz darauf in einem kleinen Raum, der neben Bett, Schrank und Nachttisch gerade noch genug Platz für einen Sekretär aus dunklem Holz bietet. Ich gehe zum Fenster, sehe die rot gestrichene Fassade des gegenüberliegenden Hauses und – ein gutes Stück unter mir – die Gasse, durch die ich vor ein paar Minuten gekommen bin.

„Die Aussicht ist nicht gerade spektakulär“, meint Francesca, die in der Tür stehen geblieben ist. „Aber wenn du das Fenster öffnest, nach rechts schaust und dich weit hinauslehnst – *ma attenzione, eh!* –, dann hast du sogar Seeblick!“ Dann lachen wir beide, und ich bin mir jetzt schon sicher, dass ich mich in diesem Haus sehr wohlfühlen werde.

Nachdem ich mein Auto zum Ausladen des Gepäcks vorsichtig durch die engen Gassen gelenkt und alle Taschen und Koffer in meinem Zimmer verstaut habe, sitzen Francesca und ich am Küchentisch, jede von uns mit einer dampfenden Tasse Tee vor sich. Ich erfahre, dass Luis, Francescas Ehemann, Brasilianer ist. Er arbeitet von März bis Oktober als Koch in einem Restaurant ganz in der Nähe. Jedes Jahr im Winter versucht er, zumindest für einige Wochen in seine Heimat zu fliegen. Die letzten Male hat Francesca ihn begleitet. Brasilien gefällt ihr sehr, die Leute sind freundlich, und mit Luis' Familie kommt sie bestens zurecht. Doch die Reise ist teuer, und diesmal hat es nicht für sie beide gereicht – außerdem konnte sich Francesca nicht so lange frei nehmen.

„Ich arbeite im Moment bei meinem Schwager Matteo. Der hat eine Versicherungsvertretung, und ich kümmere mich da ein bisschen um das Büro. Akten einsortieren, Telefondienst.“ Sie lacht wieder, doch diesmal mit bitterem Unterton.

Eigentlich hat Francesca Innenarchitektur studiert. Bis vor einem Jahr war sie bei einer Immobilienagentur in Verona angestellt. Doch dann kam die Krise – *la crisi* –, und sie wurde zusammen mit einem Drittel der Beschäftigten entlassen. In ihrem Metier etwas Neues zu finden, ist in der derzeitigen wirtschaftlichen Situation beinahe aussichtslos, also reiht sie einen Gelegenheitsjob an den nächsten. Auch die Untervermietung ist für das Paar ein Mittel, sich in dieser schwierigen Situation etwas dazuzuverdienen. Francescas Traum ist es, eines Tages mit Luis ein eigenes Restaurant zu eröffnen, entweder am Gardasee oder, wenn es hier nicht bald wieder besser wird, vielleicht sogar in Brasilien. *Chissà?*

„Und du, Giulia? Was führt dich eigentlich hierher? Was hast du vor?“

Ich fühle mich durch die Frage etwas überrumpelt, obwohl sie doch im Grunde nicht überraschend kommt. Nachdem, was mir Francesca gerade erzählt hat, erscheinen mir

meine Probleme in Deutschland plötzlich nicht mehr ganz so gravierend. Sie kommen mir jetzt beinahe ein wenig albern vor.

„Ich habe schon immer davon geträumt, einmal für längere Zeit in Italien zu leben“, erkläre ich. „Und in den letzten Monaten hatte ich meine ganz persönliche Krise, mit meiner Arbeit, meinem Freund, meinem Leben. Ich hatte das Gefühl, dass ich dringend etwas verändern muss. Den Gardasee und Lazise kenne ich noch von früher, als ich mit meinen Eltern und meinen beiden Schwestern hier im Urlaub war. Immer wieder habe ich darüber nachgedacht, ob das hier der richtige Ort für mich sein könnte. Also habe ich beschlossen, es einfach auszuprobieren.“

„Brava! Wenn man es nicht probiert, kann man es auch nicht wissen.“ Wieder strahlen mich Francescas Augen entzückend an. Sie hält mich offensichtlich weder für albern noch für naiv.

„Hast du Lust, mit mir zu essen? Ich mache die Pasta, und du erzählst weiter!“

Ich habe Kunstgeschichte studiert, mit der Vorstellung, eines Tages Artikel und Bücher über die unzähligen faszinierenden Kulturstätten Italiens zu verfassen. Oder interessierten Reisenden vor Ort die Höhepunkte der Architektur, der Bildhauerei und der Malerei dieses wunderschönen Landes näherzubringen und nebenbei über die spannende und wechselvolle Geschichte der Städte und Landschaften südlich der Alpen zu referieren. Und vor allem: um selbst dort zu leben – nicht nur für einen oder zwei Monate, sondern mindestens für ein paar Jahre. Den unendlich langen deutschen Winter hinter mir zu lassen und stattdessen zu erleben, wie die Sonne schon im März beginnt, die Kälte mit Macht in die Schranken zu weisen. Lange Abende im Freien zu genießen. Überall dem fröhlichen, lebendigen Gesang der italienischen

Sprache zu lauschen. Besuch von Bekannten aus Deutschland zu bekommen, mit ihnen an einem lauen Herbstabend durch malerische Gassen zu spazieren, um dann in einer kleinen Bar auf einen *aperitivo* einzukehren und schließlich festzustellen: „Ja, hier bin ich zu Hause!“ Vielleicht auch, um den Neid meiner Besucher zu spüren, den sie unter höflichen Komplimenten zu verbergen versuchen würden.

Vor allem in den frühen Versionen meiner mediterranen Zukunftsphantasie spielte auch ein italienischer Mann eine Rolle, in den ich mich unsterblich zu verlieben plante. Nicht einer von diesen Klischee-Gigolos – nein! Ein charmanter, gebildeter, humorvoller und stilvoller Mann aus gutem Hause sollte es sein, der in seinem Charakter südländische Leichtigkeit und Lebenskunst mit emotionaler Tiefe und verantwortungsbewusster Zuverlässigkeit vereinen und damit jedes Klischee Lügen strafen würde. Umwerfend aussehen durfte er natürlich trotzdem.

Als dann Florian in mein Leben trat, und ich mich in ihn verliebte, obwohl er sehr viel deutscher war, als ich mir meinen zukünftigen Mann jemals vorgestellt hatte, wurde die Rolle des italienischen Liebhabers aus meiner Vision gestrichen und nur noch in Phasen akuter Beziehungskrisen wiederbelebt. Dafür beharrte ich Florian gegenüber umso bestimmter auf dem Rest meiner Pläne: Immer wieder erklärte ich ihm, dass es mir ernst sei und dass ich auf jeden Fall einmal längere Zeit in Italien leben wolle.

„Natürlich können wir mal ein paar Monate da verbringen“, sagte der dann meistens. „Ich fände das ja auch interessant. Wirklich.“

Wobei mich der wenig begeisterte Ton in seiner Stimme eher misstrauisch machte. Und wenn ich nachfragte, wann es denn ungefähr so weit sein könnte, dann hatte er stets gute Gründe parat, warum es gerade in diesem Moment ganz unmöglich sei, eine Prognose abzugeben: Erst seine Doktor-

arbeit, dann der Job an der Uni, mit dem er doch gerade erst angefangen habe. Oder Probleme in seiner Familie. Oder. Oder. Oder.

Und ich ließ mich immer wieder vertrösten und schrieb alle paar Monate einen Artikel für eine zweitklassige historische Zeitschrift, der in der Regel viel mit Mittelalterromantik oder Moorleichen aus der Bronzezeit, jedoch nie mit den Kunstschätzen Italiens zu tun hatte. Und weil man davon nicht leben kann, arbeitete ich zusätzlich in einer Privatschule, in der ich Kindern unheimlich reicher Eltern Nachhilfeunterricht gab. Diese quittierten meine Bemühungen regelmäßig mit abfälligen Bemerkungen über mein kleines Auto oder mein hoffnungslos veraltetes Handy. Ein Fünftklässler belehrte mich darüber, dass ihm Latein nicht so wichtig sei, er sei immerhin schon Besitzer einer Klinik. Was soll man da noch sagen? Mir fiel jedenfalls von Woche zu Woche weniger ein. Dafür stieg mein innerer Frustpegel in ungeahnte Höhen. Vor allem in den Wintermonaten, in denen ich vor Kälte schlotternd durch Schneematsch und Nieselregen zu meiner ungeliebten Arbeit fuhr und bei meiner Rückkehr einen mürrischen Verlobten vorfand, der sich unter irgendwelchen Zeitschriften aus dem 19. Jahrhundert vergraben hatte, die er für sein Seminar durcharbeiten musste.

„Weißt du, was der entscheidende Gedanke war? Der, der dazu geführt hat, dass ich tatsächlich zum Halbjahr in der Schule aufgehört habe und heute hier bin?“

Inzwischen haben Francesca und ich die vorzügliche Pasta bis auf den letzten Rest aufgegessen. Um mich für ihre Kochkünste zu revanchieren, habe ich darauf bestanden, den Abwasch zu übernehmen. Francesca sitzt noch an ihrem Platz am Küchentisch, nippt an ihrem Weinglas und hört mir aufmerksam zu.

„Es war der Gedanke an meinen Geburtstag. Der ist im